

Der Geschmack des Blutes

Drei Medienpädagogen sprechen über Erfahrungen mit der Gewalt

Franz Haider (Kommunikationswissenschaftler), Klaus Hinkelmann (Soziologe und Theologe) und ich (Germanist und Theologe) arbeiten als Referenten für Medienpädagogik in der Fachstelle ›medien und kommunikation‹ der evangelischen und katholischen Kirche in München. Als ich Klaus Hinkelmann und Franz Haider zu einem Gespräch über das Problem der Faszination durch Gewalt einlud, schlug ich vor, diese Frage mit Hilfe persönlicher Beispiele anzugehen. Jeder von uns, so meine Vorgabe, kenne Spielfilme, die ihm trotz oder wegen ihrer Gewalthaltigkeit gefallen hätten. Was steckt hinter solchen Erfahrungen mit Gewalt? Was spricht uns in solchen Filmen an? Das auf 30 Minuten konzipierte Gespräch dauerte schließlich weit über eine Stunde und wurde dann aufgrund äußerer, nicht innerer Gründe abgebrochen. Die nachfolgende Zusammenfassung bleibt von daher zwangsläufig skizzenhaft.

1 Facetten des Gewaltbegriffs

In unserer Funktion als Medienpädagogen einer kirchlichen Fachstelle wird zunächst von uns erwartet, dass wir uns ohne Wenn und Aber gegen die Gewalt in den Medien aussprechen. Jeder von uns kann ein Lied davon singen, welcher Widerstand einem bei Elternabenden in Schulen oder Kindergärten entgegenschlägt, wenn man in der Frage der Mediengewalt zu differenzieren versucht. Nur mit großer Mühe gelingt es gelegentlich, Erwachsenen ein pädagogik- und moralfreies Eingeständnis abzurufen, wieviel Spaß sie als Kinder daran hatten, wenn sich Tom und Jerry gegenseitig in die Luft sprengten. Und noch seltener wagt einer der elterliche Verantwortung tragenden Erwachsenen zuzugeben, dass er ein Freund von harten Action- oder Kriegsfilmen ist.

Gewalt ist ein schillernder Begriff. Was er in seiner Grundbedeutung meint, sind archaische, direkt mit dem Körper und seiner Realität von Schmerz und Lust verbundene Erfahrungen: Opfer werden und Täter sein. Der Geschmack des Blutes im eigenen Mund und die Wunde im Körper des anderen.

Alle drei sind wir zuletzt in der Kindheit und in unserer Schulzeit selbst Opfer physischer Gewalt geworden: durch Schläge der Eltern, bei Prügeleien mit Klassenkameraden, als Folge von ›Abreibungen‹ usw.

Die Frage, inwieweit wir auch Täter geworden sind, ließ sich dagegen nicht in die schon anekdotisch gewordene Vergangenheit verweisen. Jeder konnte nicht allzu ferne Beispiele nennen von selbst ausgeübter Gewalt oder eben noch mühsam abgefangener Gewaltbereitschaft, die alle demselben Muster folgten: Häusliche Situationen, in der Regel Stress mit den Kindern oder Auseinandersetzungen in der Partnerschaft, Gernervtheit, Überforderung, Wut, Verlust der Kontrolle, danach massive Reue: »Ich habe etwas gemacht, obwohl ich mir als Kind, als Jugendlicher geschworen hatte, das werde ich nie machen bei meinen Kindern, und ich war total erschrocken über mich. Mit der Konsequenz, es nie wieder getan zu haben« (Haider).

Für die meisten in unserer Gesellschaft bleiben solche Kontrollverluste singulär. Außerdem ist es sehr unwahrscheinlich, dass wir tatsächlich zu Opfern extremer Gewalttaten werden. Die gleichförmige und risikofreie Alltagserfahrung untermauert diese Einschätzung, obwohl in den Medien, vor allem in der Boulevardpresse, aber auch im Fernsehen, gerade die Extreme im Mittelpunkt des Lebens zu stehen scheinen. Sie finden, wie Naturkatastrophen, schreckliche Krankheiten und andere Schicksalsschläge, unser besonderes Interesse: »Man selbst glaubt sich auf der sicheren Seite, weiß, dass Menschen fürchterliche Dinge passieren, und erfährt doch eine Faszination, die mit einem ›Lustschauer‹ verbunden ist« (Wörther).

2 Vom Ausweis der Tatsächlichkeit

Der 11. September 2001 hat allerdings schlagartig bewusst gemacht, dass sich diese Distanz sehr schnell verringern kann, obwohl es sich auch hier für die allermeisten um ein reines ›Medienereignis‹ handelte. Der mediale Charakter der Information wurde zunächst zum Problem: »Ich schaltete unvorbereitet das Fernsehen an, bekam die Bilder serviert und wusste im ersten Moment nicht, ob das wirklich ist oder nicht. Über Videotext und Radio habe ich mir dann gewissermaßen den ›Ausweis des Tatsächlichen‹ besorgt« (Hinkelmann).

Der ›Ausweis des Tatsächlichen‹ ist für die Einordnung der Darstellung von Gewalt in den Medien entscheidend. Die größten Irritationen entstehen, wenn unklar ist, ob es sich um die Darstellung von Realitäten oder um fiktionale Gestaltungen handelt. Aber selbst wenn es sich eindeutig um Fiktionen handelt, entscheidet die Nähe der Gewaltdarstellungen zu eigenen Erfahrungen, Befürchtungen und Ängsten über deren Wirkung: »›Funny Games‹ von Michael Haneke ist so ein Film. Den habe ich bewusst nicht angeschaut, weil ich wusste, ich würde keine Distanz mehr aufbauen können. Oder ›Baise-Moi‹. Da gibt es eine krasse Vergewaltigung auf einer Motorhaube, und ich konnte nicht mehr unterscheiden, ist das nun Spielfilm oder gefilmte Realität« (Haider).

Andererseits können Dilettantismus der Machart, sachliche Fehler oder

unfreiwillige Komik die Wirkung auch extremer Bilder aufheben und den intendierten Schrecken in Amüsement und Gelächter wenden: »Ich habe es einmal bei einem wüsten Trash-Film erlebt, dass die Zuschauer sich vor Lachen nicht mehr halten konnten, obwohl das Blut spritzte und die Gedärme heraushingen. Am Ende wusste keiner zu sagen, ob der Regisseur nicht vielleicht sogar gerade diesen Effekt gewollt hatte oder ob der Film ›ernst‹ gemeint war« (Wörther).

3 Action-Spaß und Identifikation

Ist ein Spielfilm dagegen klar einem Genre zuzuordnen, dann akzeptiert man auch ›Gewaltorgien‹ und kann sie sogar genießen: »Die Filme sind halt so gemacht, bei John Woo etwa, in den Eastern, bei Jackie Chan. Da kann man sich an der Turbulenz und Choreographie freuen. Wie an einem Ballett. Ist es nicht schön, wenn sie in ›Matrix‹ die Wände hoch laufen? Man darf es nur nicht nachmachen wollen« (Hinkelmann).

Genrekenntnis und Genrevorlieben stehen dabei immer im Zusammenhang mit der Film- und Fernseherfahrung, mit dem Alter, mit den eigenen Interessen und mit persönlichen Problemkonstellationen: »Mir ist aufgefallen, dass ich viele der Filme, auf die ich mich beziehe, in der Jugend gesehen habe. Damals habe ich meine ureigenen Themen darin gefunden: ›Zwölf Uhr Mittags‹ ist so ein Beispiel. Oder ›Denn sie wissen nicht, was sie tun‹. Die Identifizierung war viel stärker als heute. Ich wollte in Filmen etwas über mich selbst und die Welt erfahren« (Haider). Wunsch und Notwendigkeit, sich mit Vorbildern zu identifizieren, Handlungsmuster zu übernehmen oder sich einem bestimmten Outfit anzupassen, sind charakteristisch für die Jugend. Was auf Jugendliche wirkt und warum, in welchem Sinn sie damit umgehen und was von den Identifizierungen bleibt, ist jedoch nicht so leicht zu bestimmen oder in Jugendschutzrichtlinien zu fassen: »Das war einer der Irrtümer bei den ›Star Wars‹-Filmen. Inhaltsanalytisch kann man den Filmen faschistoide Tendenzen nachweisen. Was übersehen wurde, ist die Tatsache, dass das, was analytisch kenntlich ist, nicht notwendig mit der Wirkung identisch ist. Die Kids hatten Spaß an der Technik, den Tricks, dem Gebalere usw.« (Hinkelmann).

4 Unbeherrschbare Reste, Tabus und Ausbruchsversuche

Bemerkenswert ist auch, dass gerade in unserer Gesellschaft, in der die meisten in für gewöhnlich sicher und komfortabel leben, aber auch vielen Verhaltensregeln und Einschränkungen unterworfen sind, sehr viel fiktionale Gewalt produziert, konsumiert und akzeptiert wird. »Ich erlebe Kinder und Jugendliche stärker denn je reglementiert und frustriert. Sie sind von allen Seiten einem extremen Erwartungsdruck ausgesetzt«

(Haider). Die Medien, das Kino, Internet, Computerspiele stellen für die Jugendlichen nicht vollständig kontrollierbare Freiräume dar, in denen sie Grenzerfahrungen machen, Protest artikulieren und Widerstand gegen die Normen leisten können. »Sie suchen sich, wie wir früher, Hinterhöfe und Baugruben, Orte, die frei von Erwachsenen sind, die gesellschaftlich tabuisiert werden, die verboten sind. Sie brauchen Herausforderungen, offene Grenzen ... Ist es nicht eine regelrechte Aufgabe der Kinder, dem elterlichen Verbot zu entkommen?« (Hinkelmann)

Aber nicht nur die Jugendlichen finden in der Mediengewalt Möglichkeiten der Benennung und Bewältigung des Verdrängten und der Kompensation nicht gewagter Lebensentwürfe oder real nicht lebbarer Fantasien und Wunschvorstellungen. »Vielleicht kann man wirklich sagen, je sicherer und geordneter eine gesellschaftliche Wirklichkeit ist, umso stärker wird in ihr das Bedürfnis, das Chaos, die Natur, die unbeherrschbaren Reste zu thematisieren« (Wörther).

Vermutlich gilt aber auch die Umkehrung. Wo der Geschmack des Blutes zum Alltag der Menschen gehört, in Ländern, wo die nackte Gewalt das Zusammenleben bestimmt oder Krieg herrscht, dort wird in den Medien – wenn sie denn überhaupt zugänglich sind – vom Frieden geträumt: Deutschland im Krieg hat Komödien und Heile-Welt-Filme in Massen hergestellt. Indien besitzt eine riesige Traumfabrik.

Ohne Rückbindung an eigene Erfahrungen, gesellschaftliche Wirklichkeit und sachgerechte Differenzierungen bleibt der Diskurs über die Mediengewalt zu pauschal. »Ich finde generell, dass unsere Gesellschaft sehr widersprüchlich und zu hysterisch mit der Frage der Gewalt in den Medien umgeht. Ist sie wirklich so erschreckend und befremdlich? Oder nicht doch ziemlich weit ab von dem, was anderswo an tatsächlichen Kriegsgräueln und orgiastischer Gewalt stattfindet?« (Hinkelmann)

Das hier skizzierte Gespräch zwischen Klaus Hinkelmann (Jahrgang 1949), Franz Haider (Jahrgang 1959) und mir (Jahrgang 1955) fand am 4. November 2002 in der Fachstelle »medien und kommunikation« statt. Eine überarbeitete Transkription des gesamten Wortlauts findet sich auf unserer Homepage <http://www.m-u-k.de>.

Dr. Matthias Wörther ist Leiter der Fachstelle »medien und kommunikation« der evangelischen und katholischen Kirche in München.